

sten heraus, wobei sich noch obendrein ein Streit um das Verhältnis des in zweifacher Fassung vorliegenden Schlusses ergab. Uns scheint der in der Münchener Ausgabe versöhnende Abschluß das letzte Wort des Dichters zu sein, der, typisch für Döblin, selbst erst so spät die richtige Lösung seines Buches fand. Der Hamlet ist das Werk eines großen, mit genialischen und titanischen Kräften ausgestatteten Dichters, aber kein ausgewogenes Kunstwerk. Wie Form und Sprache locker sind, neben Plattheiten unerhörte Einfälle, Formulierungen, Symbole und Spiegelungen höchster Geisteskraft stehen, für die ihm Antike, Bibel, Mittelalter und Neuzeit, Kunst, Dichtung und Geschichte das Material liefern, so weitet sich auch das Buch zu einem Totalgemälde der geistigen und ungeistigen Strömungen und Kräfte unserer Tage aus, der Zweifel an der fragwürdig gewordenen Welt und dem gespaltenen Ich. Es gibt wohl keine wichtigere Frage, die in diesem Buch nicht ihre Stelle fände, bald in kurzen Formulierungen von erstaunlich sicherer Prägekraft, bald in der Breite eines fast uferlosen Erzählens, die aber immer auch symbolisch gemeint und darum dichterisch ist.

Der Roman beginnt als das Buch der Heimkehr des jungen, zum Krüppel gewordenen Edward Allison, der unter dem Trauma des Schiffsunglücks leidet, bei dem er gerettet wurde. Er fragt nach dem Sinn und der Kriegsschuld. Um ihn zu zerstreuen, und durch die Familienatmosphäre zu heilen, holt ihn die Mutter aus dem Sanatorium nach Hause. Dem gleichen Zweck sollen Erzählungsabende dienen, die der Vater mit einigen Bekannten veranstaltet. Aber statt Edward gesund zu lassen, wird alles zu neuer Frage nach der Schuld und dem Bösen, erweckt Zweifel, durchleuchtet die Scheinhaftigkeit der Welt und der menschlichen Verhältnisse. Dem Dichter dient es, die Welt der Sachwahrheiten zu entfalten; Edward dagegen wird zum Zerstörer menschlicher Beziehungen, da die Menschen der Wahrheit nicht gewachsen sind. Insbesondere zerfällt die Ehe der Eltern, die Tochter entweicht, der Sohn bleibt allein. Diesem ersten, sozusagen theoretischen Teil der Wahrheitsergründung folgt der zweite, in dem nun Vater und Mutter ihr fragwürdiges Leben auch äußerlich Schritt für Schritt zerstören, jedoch in ihrem Elend zur Selbsterkenntnis kommen und am Todesbett in bereuernd und verzeihender Liebe ihre Zusammengehörigkeit bekennen. Auch der Sohn findet, nachdem er seinen Besitz verschenkt hat, im schlichten Dienst der Arbeit den Sinn seines Lebens und leistet seinen Beitrag zur Befriedung der wimmeln und geräuschvollen Welt. Als sich Döblin zum Sterben niederlegte, war er wohl nicht ein Weiser, der das Suchen hinter sich gebracht hatte und nun in erster Abklärung

seine Überzeugung von der Heilbarkeit unseres Daseins aussprach. Er glühte bis zuletzt, aber nicht um zu verbrennen und zu Asche zu werden, sondern zu erwärmen, in Kraft einer Liebe, die vom Vater gesendet ist und uns alle zu Kindern und zu Geschwistern macht. So ist der Roman trotz aller Psychoanalyse, aller Entlarvung, aller Vielfalt der Phantasie, die die „komplette Wirklichkeit“ erlebt, aller Beschwörung von Mythen und Legenden schließlich doch von einer großartigen Geschlossenheit. Er führt zum Sein. Aber Döblin ist und bleibt ein deutscher Dichter mit seiner Maßlosigkeit und seinem barocken Überschwang, und auch sein letztes Werk ist wie ein Steinbruch voller tiefer und wahrer Einsichten und Gestalten.

H. Becher SJ

*Gary, Romain: Die Wurzeln des Himmels.* (491 S.) München 1957, R. Piper. DM 17,80.

Wenn der Mensch die Natur, Pflanzen und Tiere nur auf ihren Nutzen hin ansieht und sie für sein Vergnügen und seine Lust ausbeutet, wird er auf die Dauer auch den Menschen selbst so beurteilen und behandeln. Das endet in den Konzentrationslagern der totalitären Systeme. Der Himmel, die Völlendung und Freiheit des Menschen, hat also seine Wurzel tief in der Erde. Diese Überzeugung verbindet der Verf., ein französischer Diplomat, mit der Tatsache, daß in Afrika die Elefanten als Schädlinge oder als Jagdbeute ausgerottet zu werden drohen. Er erfindet dazu den aus deutschen KZ geretteten Landsmann Morel wie einen Genius des echten Frankreich, der in Äquatorialafrika für das Verbot, die Elefanten zu vernichten, kämpft. Um ihn sammelt Gary eine Reihe von Figuren: Gescheiterte, idealistische Naturforscher und Soldaten, Sklavenhändler, Beamte, Politiker, afrikanische Nationalisten, einen amerikanischen Foto-reporter, zwei Geistliche (der erste bekämpft Morel, weil er Gott als Retter des Menschen und der Menschlichkeit vergiftet, der andere vertritt den Zusammenhang von Natur, Fortschritt und Ziel des Menschen) und eine junge Berlinerin, die in den Tagen der russischen Besatzung erniedrigt wurde, nach Afrika kam und sich Morel anschloß, weil er „ein Mann war, der an etwas Sauberes glaubte“. „Bei diesem Kampf“, so sagt sie, „muß auch jemand aus Berlin dabei sein“, aus der Stadt der größten Entehrung der Menschheit. So entsteht ein farbenbuntes Gemälde voller Urwüchsigkeit, voll Schönheit der Natur, voll von den Widersprüchen unserer modernen Zeit und voll geistiger Ordnung. Auch sprachlich und künstlerisch (Aufbau, Ordnung der Personen usw.) ist der Roman von großer Schönheit und vor allem von ungesunder Kraft.

H. Becher SJ